

Dr. Hans Widmer (P.M.)
Autor

Neue urbane Nachbarschaften – Modell für die Organisation der Commons?

1. Teil: Krise, Resilienz, Commons, Subsistenz, 3 Sektoren

Vier Aspekte der Krise

Unsere Wirtschaftsordnung basiert auf einem Missverständnis, das nun schon, je nach Theorie, 5000 oder 200 Jahre dauert. Dieses Missverständnis, das uns als Konkurrenten, Marktteilnehmer oder Dschungelkämpfer sieht, hat zu mindestens vier Krisen geführt, mit denen wir heute konfrontiert sind:

- System

Unser Wirtschaftssystem torkelt von Kollaps zu Kollaps, weil es von fundamentalen inneren Widersprüchen geplagt wird. Z. B. dem, dass wir Einkommen nur aus Arbeit beziehen können, dass aber Arbeit heute schon knapp ist und noch knapper wird. Diese Widersprüche werden immer wieder mit finanziellen Tricks zugekleistert, die regelmässig auffliegen: Finanzkrisen, Schuldenkrisen, Staatskrisen, Währungskrisen. Es funktioniert schlicht nicht.

- Ressourcen

Der Wachstumszwang, der im System angelegt ist, braucht die Ressourcen auf: Erdöl, Boden, Wasser usw. Wir verbrauchen bald zwei Planeten, haben aber nur einen. Letztes Jahr war am 21. August die jährliche Ressourcenration aufgebraucht.

- Klima

Der erhöhte Ressourcenverbrauch ruiniert die Biosphäre, vergiftet die Umwelt, das Klima kippt. Das Wetter spielt verrückt. Der Planet wird unbewohnbar.

- Ungleichheit

20 Prozent verbrauchen 80 Prozent der Ressourcen, 1 Prozent besitzt gleich viel wie die restlichen 99 Prozent. Das BIP pro Kopf in Bangladesh ist 100-mal kleiner als unseres. Das Resultat sind soziale Konflikte, Bürgerkriege, Terrorismus, Fluchtbewegungen. Die Benachteiligten sind überall am Revoltieren. Sie klopfen an unsere Tür.

Diese vier Krisen – zu der man noch die drohende Ernährungskrise zählen könnte – bilden eine Megakrise, die in naher Zukunft zuerst zu einzelnen Zusammenbrüchen, dann zu einem generellen Kollaps führen muss. Während der Kollaps wahrscheinlich nicht mehr zu vermeiden ist (Club of Rome), können wir heute schon viel tun, um wenigstens eine weiche Landung vorzubereiten.

Wir müssen heraus aus einem instabilen System und zu einer neuen, vielfältiger abgestützten Haushaltordnung kommen.

Resilienz

Das neue Zauberwort heisst: Resilienz.

Wir müssen resiliente Strukturen schaffen.



Resilienz ist eine Eigenschaft von Systemen. Sie sorgt dafür, dass sie nach Krisen wieder auf die Beine kommen können, also krisentauglich sind. Sie sind also: robust, stabil, antifragil

Das heisst:

- transparent, kommunikativ, kooperativ, demokratisch
- modular, abkoppelbar, dezentral, lokal
- Ökodesign (Faktor 10 nach Stahel)
- angepasste Grössenordnungen
- kognitive Diversität, Vielfalt überhaupt, nicht nur ein System
- abgestuftes Engagement (verschieden intensive Beteiligungsformen. Nicht alle müssen alles machen.)
- Dazugehören (die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft)

Resilienz ist nicht möglich ohne Kooperation. Um Resilienz erreichen zu können, brauchen wir daher auch eine andere Wirtschaftsform, eine, die auf den Commons, also der Realität, basiert.

Daher müssen wir unseren ökonomistisch verdrehten Blick neu einstellen. Statt als Homo oeconomicus mit der geschliffenen Machete in der Hand im Marktdschungel unseren Lebensunterhalt zu erobern und dabei den Dschungel und uns selbst kaputt zu machen, sollten wir davon ausgehen, dass von allem genug da ist, und dass es darum geht, es den Bedürfnissen entsprechend unter uns zu verteilen.

Alle Fachleute stimmen darin überein, dass es genug Nahrungsmittel gibt. Aktuell werfen wir 50 Prozent vor dem Verzehr fort, 40 Prozent wird den Tieren verfüttert. Es gibt genug Energie für ein gutes Leben für alle, es gibt genug Wasser, genug Mineralien, vor allem wenn wir noch den Schrottberg dazu nehmen, der heute in Form von Autos noch herumfährt.

Commons

Kooperieren und teilen ist ein sehr altes Verfahren, und die Menschen wenden es spontan an, wenn man sie nicht daran hindert. Das Modewort dafür heisst heute Commons oder Commoning, ein sozialer Metabolismus, der auf der Herstellung, Bewahrung und Nutzung von Gemeingütern beruht. Wenn man es genau anschaut, gehört dazu fast alles. Boden, Nahrung, Wohnen, medizinische Versorgung, aber auch immaterielle Dinge wie Wissen, Kultur, Know-how. Kartoffeln kann man zwar teilen, aber es werden nicht mehr. Wissen lässt sich teilen, und es vermehrt sich dadurch sogar. (Rivale, nicht-rivale Güter.) Es gibt verschiedene Formen von Commons, je nach Beschaffenheit der so regierten Güter. Im Prinzip umfassen die Commons jene Güter, die auch als Subsistenzgüter bezeichnet werden:

«Subsistenz ist die Summe all dessen, was der Mensch notwendig zum Leben braucht:

Essen, Trinken, Schutz gegen Kälte und Hitze, Fürsorge und Geselligkeit. Wenn die Subsistenz gesichert ist, kann das Leben weitergehen.» Bennholdt-Thomsen/Mies 1997



Allein schaffen wir praktisch nichts. Menschen kooperieren, wenn man sie lässt. Das belegt die Forschung. Sogar die Biologen anerkennen nun die Rolle der Kooperation in der Evolution.

Commons heisst:

- Gemeinsam produzieren, gemeinsam konsumieren
- Teilen statt tauschen
- Jeder trägt bei, was er kann, jede bekommt, was sie braucht.
- Demiurgisches Prinzip (nicht konkurrierende Kleinunternehmen, sondern Delegierte)
- Einbettung kleinerer Commons-Kreise in grössere

Resultat:

grösserer individueller Nutzen durch gemeinsame Nutzung

Das sind sehr einfache Prinzipien, so einfache, dass wir sie schon fast vergessen haben.

Die Commons können nicht als Selbstbedienungsladen funktionieren. In kleinen Gruppen können sie noch spontan funktionieren, zum Beispiel zu Hause oder in traditionellen Bauerndörfern. Heute brauchen sie definierte Strukturen, Institutionen, eine bestimmte Form.

Wir wollen ja nicht die Tragödie der Märkte durch die Tragödie der Commons ablösen. Die Nobelpreisträgerin Elinor Ostrom, die kürzlich verstorben ist, hat sieben Regeln für solche Institutionen der Commons herausgefunden. Ich zitiere sie immer wieder gerne:

Elinor Ostroms Regeln (Governing the Commons):

- 1) Klar definierte Grenzen und einen wirksamen Ausschluss von externen Nichtberechtigten.
- 2) Die Regeln bezüglich der Aneignung und der Bereitstellung der Allmenderesourcen müssen den lokalen Bedingungen angepasst sein.
- 3) Die Nutzer können an Vereinbarungen zur Änderung der Regeln teilnehmen, so dass eine bessere Anpassung an sich ändernde Bedingungen ermöglicht wird.
- 4) Überwachung der Einhaltung der Regeln.
- 5) Abgestufte Sanktionsmöglichkeiten bei Regelverstössen.
- 6) Mechanismen zur Konfliktlösung.
- 7) Die Selbstbestimmung der Gemeinde wird durch übergeordnete Regierungsstellen anerkannt.

Die Regeln sind nicht gerade «nett», eher hart und fair. Es gehören nicht einfach alle dazu. Es geht nicht ohne Überwachung und Sanktionen. Es geht vor allem nicht einfach spontan.

Ich möchte besonders auf Regel sieben hinweisen, die eine Einbettung kleinerer Module in grosse postuliert. Sie soll verhindern, dass lokale Lebenswelten sich abschliessen und schliesslich sogar miteinander in Konkurrenz geraten.



Genossenschaften

Heute werden Gemeingüter oft als komplementär zur normalen Marktwirtschaft gesehen – die beiden Systeme vertragen sich allerdings sehr schlecht.

Commons-Institutionen sind nicht utopisch, es gibt es heute schon, in Form der Genossenschaften. Ich zitiere aus den Statuten einer bestehenden Genossenschaft: «Die Genossenschaft bezweckt in gemeinsamer Selbsthilfe und Mitverantwortung ihren Mitgliedern preisgünstigen Raum für Wohnen, Arbeiten und öffentliche Nutzungen zu verschaffen und zu erhalten. Die Genossenschaft schafft nachhaltige Strukturen, welche selbstverwaltete, sichere, ökologische und gemeinschaftliche Wohn-, Arbeits- und Lebensformen ermöglichen.»

Das Motto könnte lauten: in gemeinsamer Selbsthilfe und Mitverantwortung. Das funktioniert.

Hier geht es um das Gemeingut Wohnen, es könnte leicht auch auf Ernährung, Kleidung, Möbel, Unterhaltungselektronik, ausgeweitet werden. Im Falle der Ernährung kann folgender Zweckartikel Statuten der Inspiration dienen:

ortoloco:

«Landwirtschaft ist für uns ein Pflege- statt ein Business-Bereich. Wir produzieren saisonal und forcieren kein genormtes Gemüse. D. h. wir ernten, was es gibt, nicht was sich finanziell lohnt. Wir entziehen einen wichtigen Lebensbereich der Spekulations- und Profitsphäre und wirken damit der vorherrschenden Wirtschaftslogik mit ihrem Wachstumszwang entgegen. Wir setzen eine mögliche alternative Wirtschaftsorganisation um, die auf produktiver Kooperation statt auf kontraproduktiver Konkurrenz basiert.»

Der Zusammenbruch des marktwirtschaftlich dominierten Systems braucht uns keine Angst zu machen. Für einen Übergang sind alle nötigen Institutionen schon bereit oder werden gerade experimentell erprobt. Es geht dabei nicht darum, das heutige System einfach durch ein anderes zu ersetzen. Für eine systemische Stabilität braucht es im Gegenteil mehrere unabhängige Kreisläufe.

3 Sektoren:

Ich sehe hier – ganz pragmatisch – folgendes Szenario für eine Abwicklung:

Öffentliche Dienste

Für die Infrastruktur und die Herstellung existentiell notwendiger industrieller Güter kann der heutige Staat zu einer Institution einer umfassenden öffentlichen Dienstleistung umgebaut werden. Er würde als Quasi-Genossenschaft noch weiter ausgebaut. In der jüngsten Krise haben wir erlebt, wie genau dieser anti-liberale Sündenfall überall eingetreten ist. Sogar in den superliberalen USA wurde die Autokonzern GM vom Staat übernommen und gerettet. Bei uns machten wir das mit der UBS. In den 30er-Jahren übernahm die Stadt Zürich den damals grössten Industriebetrieb, Escher-Wyss. In der Landwirtschaft hat der Staat schon lange die Regie übernommen, im Gesundheitswesen sowieso.

Im Unterschied zur sozialistischen Kommandowirtschaft, deren Scheitern uns immer noch als Schreckgespenst vorgehalten wird, geht es hier um eine demokratisch organisierte Struktur, die sich auf die Bedürfnisse aller Beteiligten abstützt, die



transparent ist und auf öffentlicher Rechnungslegung basiert. In der Schweiz funktioniert das gut, wo der Staat allerdings autoritär regiert wird, ist das Scheitern programmiert.

Die sogenannte Staatsquote, die heute schon um die 40 Prozent beträgt (Frankreich 57 Prozent), würde vielleicht auf 65 Prozent ansteigen – absolut aber schrumpfen. Auch das Ausmass der heutigen öffentlichen Dienstleistungen ist nicht zukunftsfähig. Der Genossenschaftsstaat würde nur jene Aufgaben übernehmen, die lokale Gemeinschaften nicht erbringen können. Es gilt das Subsidiaritätsprinzip.

Subsistenz

Als zweites Standbein einer Postwachstumsgesellschaft sehe ich Subsistenzgemeinschaften auf Nachbarschaftsebene, die zugleich die Nahrungsmittelproduktion erbringen. Dazu später noch mehr. Dieser Kreis kann um einen Sechstel der wirtschaftlich notwendigen Leistungen erbringen.

Rest

Als dritter Sektor bleibt der Rest. Ich nenne das den kreativ-kooperativen Sektor, der nur ökologische und soziale Rahmenbedingungen einhalten muss, sonst aber frei agieren kann. Wenn der Lebensunterhalt gesichert ist, entsteht ein von ökonomischen Zwängen – zum Beispiel Rendite – befreites Spielfeld, wo verschiedenste Produktions- und Austauschformen erprobt werden können: Geschenke, Open Source, offene Werkstätten, Clubs, Vereine, Reparatur-Cafés, Tauschmärkte, Jahrmärkte, Basare usw.

Selbstverständlich sind diese drei Kreise territorial verankert: der Genossenschaftsstaat funktioniert am besten auf mittelgrossen Territorien, die verkehrsmässig ohne grossen Energieaufwand integriert werden können. Direkte Demokratie braucht kleinere Länder wie die Schweiz, Griechenland, Estland, Sri Lanka usw. Hier kann die politische Eigendynamik nicht so leicht ausser Kontrolle geraten. Das Misstrauen vieler Bürger in Grossnationen, gegenüber Washington, Berlin oder Paris, ist durchaus berechtigt.

Statt Grossnationen brauchen wir eher subkontinentale oder globale Zweckverbände, die auf der Basis von Genossenschaften, deren Mitglieder kleine Länder sind, aufgebaut werden können. Nur in einem solchen Rahmen können Hightech-Produkte und gewisse industrielle Module effizient hergestellt werden. Ob wir es schaffen werden, globale Organe entwickeln zu können, hängt wesentlich von der Demontage von Grossnationen und der Demokratisierung in kleineren Territorien ab. Die EU sollte gerade dies zu ihrem Programm machen. Vielleicht braucht sie dafür eine Neugründung, an der wir uns dann gerne beteiligen werden.

Die Dreiteilung der Commons ist notwendig, um keine einseitigen Abhängigkeiten aufkommen zu lassen. Weder soll der Staat allzu mächtig werden – auch wenn er schlanker und demokratischer wird, noch soll die Subsistenz der Nachbarschaften isoliert funktionieren. Und ein unregulierter Rest sorgt dafür, dass immer wieder neue Impulse gegeben werden können.

All das funktioniert, es braucht nur etwas Umgewöhnung.



2. Teil: Nachbarschaften, Quartiere, Städte, Regionen, Territorien

Nachbarschaft

Unser altes Betriebssystem basiert darauf, dass das Kapital wachsen muss, aber nur wachsen kann, wenn es sich über einen Umweg durch den Konsum verwertet. Der Konsum geht letztlich durch unsere Haushalte, weil dort unsere Einkommen anfallen. Der Konsum in den Haushalten ist der Jungbrunnen des Kapitals, das sich so erhält und erneuert.

Wohnen macht 24,4 Prozent unserer Umweltbelastung aus, die Ernährung 28 Prozent, die private Mobilität 12,2 Prozent. Das ist 2/3 unserer Umweltbelastung – es lohnt sich, da anzusetzen.

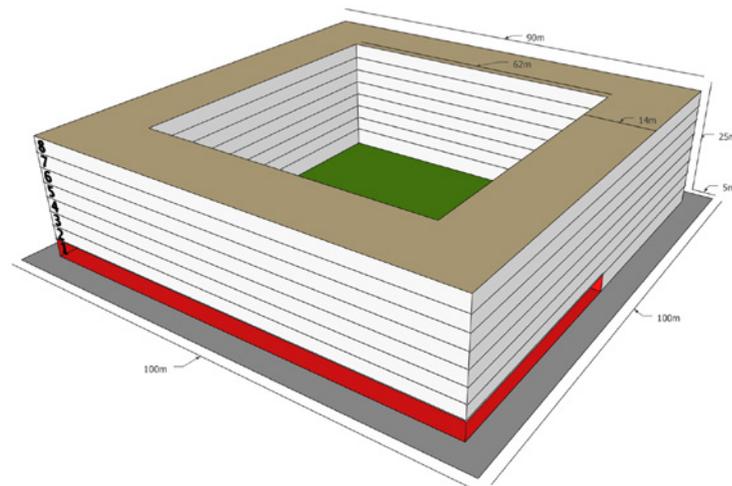
Als erste vielversprechende Institution der Commons sehe ich daher die Nachbarschaften, wo sich ja die Haushalte befinden. Sie sind der Rahmen, wo Konsum reduziert werden kann, ohne dass der Wohlstand sinkt. Was ist eine Nachbarschaft?

In Städten handelt es sich um möglichst dichte Nahbereiche, wie hier in einem idealisierten Modell: ein Hektar gross, 6 bis 8 Stockwerke hoch, mit einem schönen, grossen Innenhof.

Die Nachbarschaft, wie wir sie vorschlagen, hat nicht bloss mit Freizeitaktivitäten zu tun, sondern sie ist ein logistischer Terminal, ein hauswirtschaftliches Modul, eine relokalisierte Bündelung verstreuter Lebensfunktionen, kurz: was man heute ein Aparthotel nennen würde.

Dazu muss sie relativ gross sein – um die 500 Bewohnerinnen und Bewohner, 200 Wohnungen. Wichtig ist ihre Verknüpfung mit einer landwirtschaftlichen Fläche von ca. 80 Hektaren im Umkreis von 20 bis 50 Kilometern. Zur Grösse möchte ich nur ein paar Stichworte geben: für eine soziale Stabilität braucht es eine gewisse minimale Grösse. Damit Kommunikation gelingt, darf sie nicht zu intim sein, es müssen sich interne Gemeinschaften bilden können. Andere Vorteile betreffen die Bereiche Betriebswirtschaft, Arbeitsteilung, Ökologie, bestehende Strukturen, Bauökonomie.

Abbildung 1

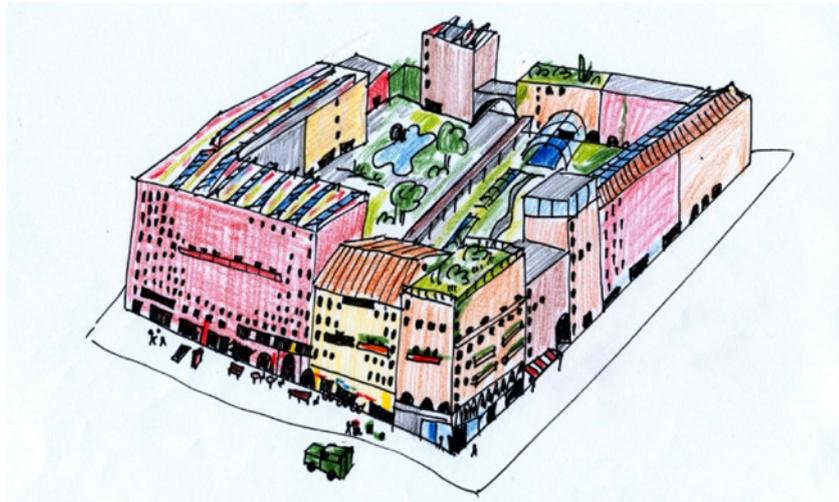


1 Commons sind z. B. Nachbarschaften. Das Modell zeigt sie als einen dichten Nahbereich, wie er in Städten vorkommt, mit 200 Wohnungen und 500 Menschen. Grafiken: Gabor Doka und Hans Widmer



Abbildung 2

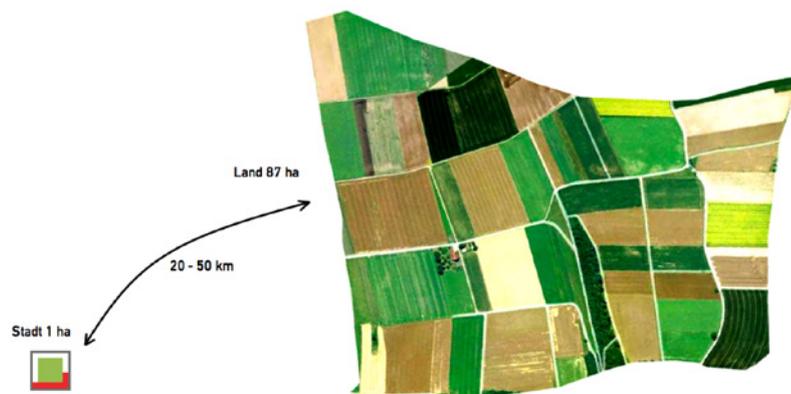
2 Auf einer identischen Fläche kann eine Nachbarschaft auch so aussehen: als logistischer Terminal, als relokalierte Bündelung verschiedener Lebensfunktionen.



Für den Landverbrauch ist eine vermehrt vegetarische Ernährung entscheidend, aber auch mit einer reduzierten Tierproduktion geht es noch gut. Es ist zudem nicht nötig, dass die Schweiz sich vollständig mit Nahrungsmitteln versorgen kann, es geht um den mitteleuropäischen Raum, Importe bleiben möglich – wenn sie fair sind.

Abbildung 3

3 Für die Nahrungsmittel-Selbstversorgung ist es wichtig, den städtischen Hektar zu verknüpfen mit einer landwirtschaftlichen Fläche von ca. 80 Hektaren im Umkreis von 20 bis 50 Kilometern.

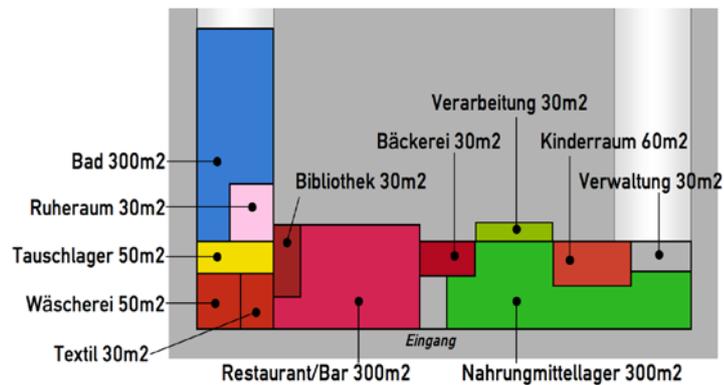


Mikrozentrum

Für eine direkte Lebensmittellogistik braucht es ein Lebensmitteldepot von rund 400 m² und eine grosse Küche. Die Frage stellt sich: warum müssen wir uns jetzt auch noch auf dieser Ebene selbst mit Nahrungsmitteln versorgen? Das hat mit der besonderen Eigenschaft der Landwirtschaft zu tun, die eigentlich kein Wirtschaftszweig ist – und als solcher auch schlecht funktioniert, sondern eher mit der Kindererziehung verglichen werden kann. Die Herstellung von Lebensmittel gehört zur Care-Economy, wie ortoloco das betont. Diese Sorge für Boden, Pflanzen und Tiere kann nur in erster Person wahrgenommen werden, sie kann nicht ganz delegiert werden. Zudem ist die vertragslandwirtschaftliche Anbindung von Bauernbetrieben an urbane Nachbarschaften logistisch ideal. Es geht um ein Umsatzvolumen von (heute) 1,5 Millionen Franken, um ein Transportvolumen von knapp einer Tonne pro Tag. Aber das ersetzt eine Logistikkette, die heute über Verteilzentren, energieintensive Supermärkte, den Weg zu diesen usw. reicht.

Abbildung 4

4 Vorschlag für ein Mikrozentrum von etwa 1200 m².



Dies ist ein plausibler Vorschlag für ein Mikrozentrum von etwa 1200 m². Es bietet eine lockere Sozillandschaft mit verschiedenen Funktionen, mit Nischen und mehreren Ein- und Ausgängen. Man kann sich treffen oder aus dem Weg gehen.

Das Mikrozentrum ist nicht eine Kollektion von Kleinbetrieben, sondern direkt Teil der Genossenschaft. Sie wird von Geranten und Freiwilligen betrieben. Es geht also nicht um eine nostalgische Wiederbelebung des Kleingewerbes, dessen Zeit unwiderruflich vorbei ist. Welche Metzgerstochter will heute noch Metzgerin, welcher Bäckerssohn noch Bäcker werden? Eine kleingewerbliche Logistik würde zudem unendliche Zielkonflikte zwischen Konsumenten und Inhabern provozieren und eine Profitlogik gerade dort einführen, wo schon lange keine Profite mehr gemacht werden können.

Diese neue Nachbarschafts-Institution bietet etwa den Komfort eines Viersternhotels. Ein grosses Zimmer, geheizt, Dusche, Balkon, gediegene Ausstattung. (Man kann diese Zimmer auch zu kleinen Wohnungen zusammenschliessen – falls man dem eigentlich abwegigen Konzept Wohnung noch etwas abgewinnen kann.) Sie hat vielleicht sogar einen internen Swimmingpool, wie die Sargfabrik in Wien oder



die Siedlung Halen bei Bern, diverse Lounges, Bibliotheken, einen Gourmetshop mit Take-away, einen Computerraum, eine Wäscherei, Coiffeur, Billard, einen reichhaltigen Kostümverleih für Alltag und Feste. Mir schwebt die neue ökologisch-klassische Periode vor. Das ganze Potenzial dieses Modells zeigt sich, wenn man sich vorstellt, dass es ja nun alle 200 Meter ein solches Mikrozentrum gibt, und ein Austausch unter ihnen frei möglich ist.

Es gibt hier jeden Tages frisches Gemüse, 40 Tomatensorten, Eier von glücklichen Hühnern und noch glücklicheren Bauern, frisches Brot, genug Zeit für neue Rezepte, neue Soufflés, neue Pasteten, neue Würste. Wie eine junge Köchin im «Blick» jüngst sagte: die perfekte Karotte ersetzt den langweiligen Kaviar. Aus Suffizienz wird ein neuer Luxus. Wenn man es richtig macht.

Um etwas illustrativer zu werden, haben wir versucht, eine Modellnachbarschaft zu skizzieren, die als ein Biotop eines nicht-konsumistischen Lebensstils funktionieren könnte. Für Details verweise ich auf diese Broschüre.

Je nachdem eignen Sie sich für einen Lebensstil, der auf Suffizienz beruht oder eben nicht.

Die oben beschriebene Nachbarschaft würde heute einen Energiebedarf von 1008 Watt erfordern.

1000 Watt

Als wir letztes Jahr von der 1000-Watt-Gesellschaft redeten, wurde das Schreckensbild einer Rückkehr in die Steinzeit an die Wand gemalt. Ich finde, dieser Lebensstil ist sehr komfortabel. Mindestens drei Mal besser als in meiner Jugend in den fünfziger Jahren, als schon einmal die 1500-Watt-Gesellschaft herrschte, wenn man erfolgte Effizienzsteigerungen einrechnet. Ich erinnere mich noch gut daran, dass uns damals nicht die Watt fehlten, sondern Gemeinschaft, Selbstbestimmung, kulturelle Entfaltungsmöglichkeiten.

Ohne diesen ersten Kreis einer auf den Commons basierten Gesellschaft hat der ganze Rest kein Fundament, und er stürzt immer wieder ein. Ohne diesen elementaren demos (Gemeinde) gibt es keine Demokratie. Der wesentliche Punkt beim Umbau unserer Siedlungen zu multifunktionalen Nachbarschaften ist daher die Partizipation der Genossenschafter in erster Person. Wenn es den Menschen nicht einleuchtet, dass ihre Mitwirkung in diesem Kreis wichtig ist, ja schicksalsentscheidend, dann degenerieren Nachbarschaften zu Verwaltungseinheiten und geht die demokratische Essenz verloren. Wie schon Gottfried Keller sagte: «Im Hause muss beginnen, was leuchten soll im Vaterland.»

Die Partizipation kann jedoch nicht erst nach der Einrichtung von Nachbarschaften beginnen, sie ist vorher schon unabdingbar. Nur wenn man etwas selbst bestimmt und gemacht hat, identifiziert man sich damit. Eine lebendige Nachbarschaft ist das Resultat einer in erster Person gestalteten Geschichte. Was wir brauchen ist so etwas wie eine Neubesiedelung der Schweiz. Eine der Aufgaben von Neustart Schweiz besteht gerade darin, wieder Menschen zusammenzubringen, die bereit sind für einen partizipativen Prozess. Bei der Motivation zur Mitarbeit im Kleinen ist eine Motivation, die sich aus dem ganz Grossen nährt, unentbehrlich. Wir bauen die Welt um, und du stehst dann im Lebensmitteldepot und schleppst die Gemüseboxen herum. Für weniger machst du es nicht lange.



Quartier usw.

Weitere Kreise erwähne ich nur: ausgebaute Quartierzentren in Velodistanz, eine Raumplanung, die commons-tauglich ist, die Gestaltung eines Territoriums, das relokaliert nachhaltig funktionieren kann. Ein solches Quartier würde 10 bis 40 Nachbarschaften umfassen und als erste Filiale der öffentlichen Dienstleistungen fungieren.

Dieses Commons-Modul muss relativ gross sein – um die 15 000 Bewohner – damit es eine genügende Palette von öffentlichen Dienstleistungen bieten kann. Ein Quartier ist keine Nachbarschaft, eine Nachbarschaft kein Quartier. Ein Quartier – oder eine kleine Stadt auf dem Land, ist eine politische Grösse. Es garantiert öffentliche Dienstleistungen.

Ein besonders aktuelles Konzept sind Agroquartiere, also Stadtquartiere, die direkt mit dem angrenzenden Land verknüpft werden. Ideen gibt es dafür in Genf und für den Flughafen Dübendorf.

Die nächste Einbettungsstufe sind Regionen, etwa sieben in der Schweiz. Wichtig ist hier die Wiederherstellung der Spannung zwischen einer Technozone und einer Art Abenteuerpark in den Alpen. Da kann man sich dann Ferien in Afghanistan sparen. Merkwürdigerweise widerspricht all dies den Konzepten des Bundesamts für Raumplanung überhaupt nicht. Die reale Entwicklung läuft allerdings in die entgegengesetzte Richtung.

Für einen Amerikaner wäre die Schweiz eine Gartenstadt namens Genf-horn, mit verdichteten, urbanen Knoten und in der gebirgigen Mitte so aufgeräumt, damit auch etwas vom Garten übrig bleibt.

Ich möchte damit meine Skizzierung einer neuen Haushaltordnung, die auf den Commons basiert, abschliessen. Viele Fragen sind noch offen. Ich verweise auf unsere Broschüre *The power of neighbourhood* (2013). Wir werden experimentieren müssen. Die Diskussion hat weltweit begonnen, es gibt überall konkrete Ansätze und Projekte. Commons ist der neue Common Sense der Epoche.



| Literaturhinweise

Neustart Schweiz, Nachbarschaften entwickeln! 2011 (da weitere Literaturhinweise)

Neustart Schweiz, The Power of Neighbourhood und die Commons, 2013 (weitere Literaturhinweise)

P.M. Kartoffeln und Computer, Nautilus, 2012

Nowak, Martin, Supercooperators, 2011

Zolli, Andrew, Resilience, 2012

Helfrich, Silke (Hg.), Commons, 2012

Welzer, Harald, Selbst denken, 2013

